Früh vollendet : Novelle [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 19

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-669887

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Früh vollendet

Novelle

von

Jakob

5 *Bosshart*

Derweil waren mit einem Briefe effektvolle Photographien von den Knaben angelangt; für die kaufte sich Frau Seline hübsche Rahmen und stellte sie recht sichtbar auf die Kommode. Dann erstand sie sich, für die einmal Heimkehrenden bestimmt, zwei Kaffeetassen, die in goldenen Buchstaben die Worte «Glück auf» zur Schau trugen, nachher ein Oeldruckbild, ein Mutterglück darstellend, und als Gegenstück einen eingerahmten Haussegen . . .

So kam nach und nach ein bescheidener Luxus in das sonst so demütige Dachstübchen, und die Witwe hatte nun an ihren einsamen Sonntagen genug zu tun, die alten und neuen Dinge zu mustern, die Bilder ihrer Knaben betrachten und Pläne für die Zukunft zu schmieden: was wollte sie nun zunächst anschaffen? wo es kaufen? wo anbringen?

Und war sie mit ihren Projekten im klaren, so griff sie wohl zur Feder und kritzelte ihr ganzes Hochdeutsch auf ein Blatt schönen Briefpapiers — sie hatte sich das nämliche ausgesucht, das sie einst als junge Braut verwendet, rosafarbig und mit Goldschnitt. Sie mühte sich ab, das köstliche Papier mit Mutterliebe ganz auszufüllen, und war untröstlich, dass das, was sie im Herzen hatte, ihr nie warm und weich und süss genug zu den Fingern und zu der Feder hinausfloss.

Trug sie tags darauf, wenn sie zur Arbeit ging, das Schreiben zur Post, so erhob sich am Schalter ein Fragen und Kümmern: ob die Adresse und die Marke ihre Richtigkeit hätten, ob die Post die fremde Stadt auch ganz sicher fände und in der fremden Stadt das Gasthaus zum «Widder» oder zur «Krone». Und es kränkte sie, dass der Angestellte sie entweder angrinste oder anschnarchte, und mit dem Schreibstück gerade so herzlos und gleichgültig umging wie mit anderer Leute Briefsachen.

War sie in Aufregung, wenn sie ihre Briefe schrieb und abschickte, so zitterte sie beim Empfang der Sendungen ihres Bräutigams. Das hässliche Bild, das sie eine Zeitlang von ihm in sich getragen, wurde nach und nach, durch den Glücksschimmer hindurchgesehen, schöner und freundlicher; ja, die gute Frau verlor nun wirklich ein Stück ihres Herzens hinaus in die unbekannte irrefahrende Weite, an den Mann, der es mit ihren Buben und mit ihr selber so redlich meinte, der das Glück mit seinen weichen und doch starken Händen streichelte oder würgte, bis es sich ergab. Was für eine Wohltat hatte ihr der Himmel nach dem entsetzlichen Missgeschick in seiner Gestalt gesandt!

III.

Derweil durchmass die kleine Künstlergesellschaft auf unstetem Zickzackwege ganz Süddeutschland. In allen Städten und Städtchen wurden nach und nach buntfarbige Plakate an die Mauern geklebt, auf denen in grossen Buchstaben Signor Ercole, die fratelli Arrigo und Freschino Zobelli, die grössten und kleinsten Kopfäquilibristen der Welt einem löblichen Publikum zur Beachtung empfahl.

Der Leiter der kleinen Gesellschaft war wie aus Eisen gedreht, wie jene Drahtseile, die, zäh und geschmeidig zugleich, ganze Räderwerke und Haufen von Menschen in fieberndes Leben versetzen. Er tauchte in allen Redaktionsstuben auf, ein Freibillett in der einen Hand und ein Bündel Zeitungen in der andern, und es geschah selten, dass er das Büro verliess, ohne einen der Herren für seine Sache gewonnen zu haben. Er verstand das Geschäft der Reklame trefflich und wusste überall mit seinem scharfen Auge die Tasten zu entdecken, auf die man drücken musste, um die Orgelpfeifen der Presse erschallen zu lassen.

Für seine kleinen Künstler war er besorgt wie eine Gluckhenne für ihre Jungen. Er wusch und kämmte sie selber, bürstete ihre Kleider, liess ihnen kräftige Nahrung und reichlichen Schlaf zu-

teil werden, sah zu, dass nichts ihnen die Freude an dem Künstler-Wanderleben verkümmerte. Freilich mussten die Kleinen sich noch mehr rühren als zu Hause. Sie wurden mit der Peitsche der Ruhmsucht in ihrer Kunst stets vorwärts und höher hinauf getrieben und fanden so wenig Zeit, sich nach der Mutter und dem Hause zum «Sack» zurückzusehnen, kaum im Bette vor dem Einschlafen, denn da waren sie meistens so müde, dass mitten im Abendgebet der Schlummer sie zudeckte. Wo es einzurichten war, liess Signor Ercole die beiden Knaben wie zu Hause im nämlichen Bett schlafen. Da nahm dann Heinz des Bruders Hand in die seine, damit er sich in dem wildfremden Raum nicht fürchte, und so schliefen sie ein, mit einem Wort des «Unser Vater» auf den Lippen, mit einem Gedanken an die Mutter in der Brust, selten mit einer heimweherfüllten Träne in den Wimpern.

Jeden Morgen erinnerte sich Heinz beim Erwachen an die Ermahnungen der Mutter. Er richtete sich so behutsam als er konnte im Bett empor und schaute dem Bruder ins ruhige rotwangige Gesicht, und ein Freudenschauer durchfuhr ihn, dass Franz so gesund und frisch neben ihm den Atem einzog. Er wartete still, bis er die Augen öffnete, um sich sah und beim Anblick des «Grossen» lächelnd sein «Guten Tag!» stammelte. Dann kam es vor, dass die Lippen der Knaben wie Rosenknospen sich spitzten und einander berührten, obschon derlei Uebung im Hause der Mutter wenig gepflegt worden war.

Den ganzen Tag wachte Heinz mit besorgten Blicken über den Kleinen. Das frühe Vatertum, das ihm die Mutter überbunden hatte, erfüllte ihn mit Stolz und hob ihn in seinen eigenen Augen. Der Ehrgeiz, dessen Stachel überall und in allem hinter ihm her war, liess ihn auch in diesen Dingen nicht nachlässig werden, und er war manchmal auf Signor Ercole eifersüchtig, weil er ihm so wenig zu tun übrig liess. Gingen die Knaben durch die Stadt, so sah man sie immer Hand in Hand. Bei den Kunstübungen zitterte Heinz für den Kleinen, da der für sich nicht zu bangen vermochte; denn Franz machte auch das Verwegenste mit einem Vertrauen, als gäbe es für ihn keinen Fall, als sähe er stets zwei Engel an seiner Seite, um ihn zu halten, zu stützen und sanft aufzuheben. Darum geriet ihm auch alles so wohl, darum verliess ihn sein anmutiges Lächeln selbst in der heikelsten Lage nie, darum auch waren ihm die Hände zum Klatschen so willig.

Heinz fühlte wohl, dass der Beifall, der ihnen nun fast allabendlich aus dem Zuschauerraum entgegenrauschte, zum kleinen Teile ihm galt, und sein Selbstgefühl erfuhr manche Demütigung. Zuweilen rüttelte ihn da der Neid gegen Franz, aber diese Regungen gingen rasch vorüber, besonders deshalb, weil Heinz sah, dass der Kleine sich auf den Beifall gar nichts einbildete, ja nicht einmal zu merken schien, dass die Leute ihm den Vorzug gaben.

Nach ungefähr anderthalb Jahren trat für die kleine Wandertruppe eine wichtige Veränderung ein: sie vereinigte sich mit ein paar andern zu einer ansehnlichen Variétégesellschaft, deren Leitung sich der rührige Signor Ercole anzueignen wusste. Waren da ein halbes Dutzend Schwarze, die ihre seltsamen Tänze aufführten; ein Mann mit allerlei dressierten Tieren, wie Hunden, Gänsen, Störchen, ja sogar Schweinchen, Biestelvater nannte man ihn allgemein; drei Athleten mit kleinen Köpfen und elefantischen Gliedmassen, und eine Seiltänzertruppe; ein Elternpaar mit drei Söhnen und zwei Töchtern.

Eines Morgens, als die Brüder im Garten des Gasthauses, in dem sie abgestiegen waren, spielten, kam ein fremdes Mädchen von etwa zehn Jahren auf sie zu, schlank, etwas bleich, mit flachsblondem, welligem Haar und hellen, glänzenden Augen.

«Ihr seid die Zobelli, ich bin die Bianca, die Seiltänzerin; wir g'hören nun zueinander, ihr wisst doch!»

So redete sie die Knaben an. Sie hatten nichts zu erwidern, weshalb das Mädchen in Lachen ausbrach und rief: «Schaut doch nicht gar so dumm drein! Habt ihr denn noch nie ein Mädel g'sehn? Kommt! Wir wollen durch den Garten gehn!»

Dies sagend, fasste sie Heinz am Arm und zog den halb Willigen, halb Widerspenstigen den bekiesten Weg entlang. Die ersten Rosen blühten im Garten. Als die Kinder an einem niedlichen Bäumchen vorbeikamen, sagte Franz zum Bruder: «Sieh da die Blumen!» Da stand das Mädchen still und begann sich ein Vergnügen daraus zu machen, den Rosen mit ihrem langen, schmalen Mittelfinger Stüber zu geben und so den Boden mit roten Blättern zu besäen.

«Das nicht!» rief Heinz.

«Was hast du mir zu befehlen, dummer Bub?» zischte sie, fasste eine volle Rose, riss sie vom Zweige und schleuderte die Handvoll roter Blätter dem Jungen ins Gesicht. Das Rot der Rose schien auf des Knaben Wangen abgefärbt zu haben, der

Zorn loderte in ihm, er hätte sie schlagen können. Unwillig wendete er sich ab und zog Franz von dem seltsamen Wesen, das er nun beinahe fürchtete, weg. Er hatte nicht den Gedanken, aber das Gefühl, dass wer eine Rose so zerzausen könne, auch imstande sei, einem Menschen etwas Böses anzutun. Die folgenden Tage ging er Bianca aus dem Wege; sie aber liess sich nicht abschrecken, sie suchte die beiden Zobelli immer wieder auf, kehrte dabei ihr sanftestes Gesicht heraus und schmachtete mit ihren demütigsten Augen. Sie war mit zehn Jahren eine vollendete Schauspielerin, und es ging nicht lange, so hatte sie den schmollenden Heinz versöhnt und mehr als das.

«Wir müssen zusammenhalten», sagte sie, «Kameraden werden und Freundschaft schliessen.» Aber sie verstand die Freundschaft auf ihre Weise. Sie war eine kleine launische Tyrannin; durch das Wanderleben frühreif und selbständig geworden, brauchte sie jemand, auf den sie ihren niedlichen Seiltänzerschuh setzen konnte, und dazu schienen ihr die dummen fratelli Zobelli wie geschaffen.

Freilich mit Franz trieb sie ihr Spiel nicht lange. Wenn sie ihn in ihrer herzlosen Herrschsucht zu einem Knechtlein herabdrücken wollte, steckte er die Hände in seine Hosentaschen und sah sie mit seinen glänzenden braunen Augen so störrisch und verächtlich und doch wieder so gutmütig an, dass er ihre lächelnde Bosheit entwaffnete. Nie ging er ihr nach — denn er hätte an seinem Bruder genug — er liess sich von ihr suchen, und so wurde sie, fast ohne es zu merken, die Magd des kleinen Jungen, stets bereit, ihn zu hästscheln und zu liebkosen, ihre Launen den seinigen unterzuordnen.

Dafür entschädigte sie sich an Heinz, mit dem sie spielte wie mit einem Ball: man schleudert ihn weg, fängt ihn mit freudigen Händen auf, wirft ihn abermals von sich, lässt ihn verächtlich in einen Winkel rollen und dort liegen, oder trägt ihn sorglich wie eine Puppe mit sich herum.

Der gutmütige Junge litt bei diesem Ballspiel mehr, als er merken liess, und doch vermochte er sich davon nicht dauernd zu befreien, es fehlte ihm etwas, wenn in den spärlichen Erholungsstunden, da er wieder ein Kind sein durfte wie einst im «Sack», der kleine Teufel mit dem Flachshaar, den neckischen blauen Augen, den zierlich trippelnden Füssen und den schmalen, langen Händen, die gleich gut streicheln und schlagen konnten, den tausend unerwarteten Einfällen nicht um ihn war. Und lieber noch liess er sich plagen und foppen, als dass er den Plagegeist entbehrt hätte. Und doch fürchtete er Bianca im Grunde seines Herzens, ohne dass der Bubenstolz es sich selber eingestanden hätte. Zuweilen, wenn sie ihn gar weh getan hatte, fasste er den Entschluss, sie für immer zu meiden, und dann konnte er ihr einen ganzen Tag, eine ganze Woche lang trotzen. Aber sie ruhte nicht, bis sie ihn auch in so hartnäckiger Widerspenstigkeit gezähmt hatte. Sie liess vor ihm alle ihre Teufeleien los, schnitt komische Fratzen und lauerte auf ein Lächeln um seinen Mund, das sie dann gleich als Zeichen der Versöhnung auslegte, sie sang oder summte unter seinem Fenster oder vor seiner Türe unermüdlich das einzige Lied, das sie ordentlich gelernt hatte:

«Treu und herzinniglich, Robin Adair,
Tausendmal grüss' ich dich, Robin Adair . . . »

Empfand er den Zauber der weichen Melodie oder sprachen die schmeichelnden Worte zu seinem Herzen? Einerlei, dem Liede konnte er nie lange widerstehen. Wohl war ihm mit seinen zehn, elf Jahren die Liebe noch fremd, aber was sich im Jüngling zur Liebe entwickelt, lag als Keim in ihm, begann sich quälerisch zu regen und unterstützte Bianca in ihrem Treiben.

An einem Herbstregentag stiess Heinz in dem düstern Flur des Wirtshauses auf die Kameradin, die mit ihrer grossen prächtigen Puppe spielte, oder vielmehr sie fast beständig abdrosch, denn Mütterchen war in gar übler Laune und das Kind hatte den Trotz, auf einem gespannten Seil nicht stehen zu wollen. Heinz langweilte sich und hätte gerne als würdiger Papa an dem Spiele teilgenommen.

«Willst du eine Seiltänzerin aus ihr machen?» sagte er, nachdem er ihrem Treiben eine gute Weile zugesehen hatte.

«Möchtest du sie etwa in die Lehre nehmen?» gab sie schnippisch zurück.

«Nein, wir können keine Mädel brauchen!» lachte er.

«Aha, du bist besser als die Mädel!»

Sie warf ihre Puppe auf den Flur, stellte sich dicht vor den Jungen hin und einen Augenblick. Dann sagte sie langsam:

«Wem hat man gestern mehr geklatscht, mir oder dir?»

Er sah ihr an, dass sie eine Bosheit auf ihn abschiessen wollte, und erwiderte verlegen: «Das weiss ich nicht.»

«Das weisst du nicht? Doch das weisst du!» Und sie fing an, vor ihm zu tänzeln wie auf dem Seil, wobei sie ihre stechenden Blicke wie eine

Schlange auf ihn geheftet liess. Er wollte gehen, sie vertänzelte ihm den Weg und wiederholte ihre Frage: «Wem hat man mehr geklatscht, mir oder dir? Dem Buben oder dem Mädel?»

«Das ist mir einerlei!»

«Aber mir nicht! Gelt, du schämst dich!»

«Ich brauche mich nicht zu schämen, mir scheint, man klascht uns immer so viel als dir, und gar gestern abend . . . »

«Euch, ja! aber nicht dir, ihm, ihm, dem Freschino!»

Sie las auf Heinzens Gesicht, dass ihr Pfeil getroffen hatte, und fuhr kalt und verächtlich fort, immer mit dem Schlangenblick: «Du bist ja nur das Seil.»

Er ahnte, dass eine neue Tücke in dem Worte steckte und tat in seiner Wehrlosigkeit, als hätte er es überhört. Sie liess ihn aber nicht los und wiederholte: «Mein Papa hat g'sagt, du seiest nur das Seil. Wie du ein dummes Gesicht machst: Gelt, du verstehst mich nicht? So pass auf: Du bist für Freschino, was das Seil für mich. Klatscht man mir oder dem Seil? Du kannst ja nichts, nicht einmal einen Salto mortale! Ja, wenn ihr den Freschino nicht hättet, hat mein Papa g'sagt.»

Nun liess sie ihn los und streckte ihm ihr rotes, spitzes Zünglein fingerlang nach, als er wie ein geschlagener Pudel davonschlich.

Er wusste, dass sie die Wahrheit gesprochen hatte, er hatte sich das nämliche ja heimlich schon manchmal geklagt. Aber er wusste und ahnte bis zur Stunde nicht, dass die andern es auch merkten. Diese Entdeckung rieb ihn schier auf, der grossgezogene und nun kleingeschlagene Ehrgeiz wühlte wie Gift in ihm.

Er hörte Franzens Stimme auf der Treppe. Er konnte ihn jetzt nicht sehen, er verkroch sich in das ihm zugewiesene Zimmerchen, schob den Riegel vor und warf sich schluchzend auf das Schaffell nieder, das vor dem Bette lag. Durch die Türen und Gänge gedämpft drang Biancas und Franzens Geplauder und Gelächter zu ihm herauf. Bis jetzt hatte der Neid Heinz nur für Augenblicke gepackt, nun aber nahm er ein garstiges Gesicht an. Heinz hätte den Kleinen jetzt schlagen können.

Franz kam die Treppe empor und rüttelte an der verschlossenen Türe. Heinz rührte sich nicht, es lag eine Last auf ihm, die ihn am Boden festhielt und fast erdrückte. Oh, die Schande, nichts zu sein als ein Seil, an dem der andere seine Kunst zeigte! Und die andern wussten es alle! Oh, diese Schande!

Eine Stunde später rüttelte es wieder an der Türe; da schob Heinz den Riegel zurück und der Kleine stürmte herein, neugierig, was denn gewesen sei. Der «Grosse» kehrte ihm den Rücken und fand, als Franz ihn nach dem Grund seines sichtlichen Kummers fragte, kein anderes als ein rauhes und abwehrendes Wort. So war er noch nie gewesen, Franz begriff nicht und wollte sich schmeichelnd wie ein Kätzlein an ihn anschmiegen, wurde aber von unfreundlichen Händen zurückgestossen. Kleinlaut und dem Weinen nahe sagte er: «Wenn wir nur heimgehen könnten, Heinz.»

Das Wort wirkte, es war auch Heinz aus dem Herzen gesprochen: «Heim zur Mutter, weg von diesem Leben, bei dem ich nichts bin, als ein Seil!» Oh, das giftige Wort!

Heinz wendete sich mit ungestümer Bewegung gegen den Kleinen, umfasste ihn mit bebenden Armen, küsste und herzte ihn zärtlicher als je und liess den ganzen Tag kein Auge von ihm. Dabei vergass er seinen Schmerz halb.

Als ihm aber am Abend bei der Vorstellung der Saal entgegenrauschte und -klatschte, war es ihm, es dringe ihm eine Nadel langsam und tief und schmerzlich in die Brust. Er wusste, woher der böse Stich kam.

In jener Nacht fand er den Schlaf nicht, und das Heimweh drückte ihn. Er dachte an die Tage, da er im «Sack» und in der Schreinerwerkstätte gespielt, da er aus dem Dachstübchen, ihrem lustigen Lugüberdach, nach den Katzen und Sperlingen, den Schwalben und Tauben geschaut und noch nicht gewusst hatte, dass es mit Menschen gefüllte Säle gibt, die Beifall klatschen und Beifall versagen können, grausame Säle, die ihm nun zu entsetzlichen Folterkammern geworden waren.

Tags darauf, in einem unbewachten Augenblicke, versuchte er von einem Stuhl herab einen Purzelbaum zu schlagen, das Kunststück, das ihm immer nicht gelingen wollte. Er zog sich eine grosse Beule am Hinterkopf und, da diese nicht verborgen blieb, eine strenge Zurechtweisung von seiten des «Direktors» Ercole zu.

Vor Bianca floh er jetzt, wo immer er ihr Flachshaar flattern sah, wann immer er ihre helle Stimme irgendwoher locken hörte. Er fürchtete ihre Zunge wie ein Schwert. Sie aber brauchte ihren Spielball, schlich ihm nach, sang ihm die süsseste Stelle ihres Liedes:

«Mancher schon warb um mich, Robin Adair,
Treu aber lieb' ich dich . . . »

(Fortsetzung folgt)